

# Der Telegraph von Berlin.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich alle Freitage 1½ bis 1½ Bogen Text. In jeder Nummer gehört ein Modenkupfer, welches Abbildungen der neuesten Pariser und Wiener Moden enthält; auch werden von Zeit zu Zeit Zeichnungen der neuesten Meubles etc. beigegeben werden.

Eine Zeitschrift  
für

Der Pränumerationspreis ist für Berlin monatlich 12 Sgr. 6 Pf., vierteljährlich 1 Rthlr. 5 Sgr.; für auswärtige Teilnehmer vierteljährlich 1 Rthlr. 10 Sgr. Die Königlich wohlthätlichen Postämter und alle soliden Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an.

## Unterhaltung, Mode, Lokalität und Theater.

Herausgegeben von N. v. Nädern.

Nur im Kraftgefühle  
Männlicher Beharrlichkeit  
Kämpft man sich zum Ziele.  
Matthison.

No. 48.

Berlin, den 1. December

1837.

### Zur gefälligen Beachtung.

Mit dem Ersten Januar 1838 geht der Verlag der Zeitschrift: „Telegraph von Berlin“ auf mich zurück. Indem ich dies hiermit anzeige, bemerke ich: daß ich dadurch in den Stand gesetzt bin, den Preis bedeutend zu ermäßigen, außerdem aber derselben Eine neue Beilage hinzuzufügen. Die Probe-Nummer, welche in der nächsten Woche ausgegeben wird, enthält das Nähere.

N. von Nädern.

### Decesaris.

(Schluß.)

Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Fürstin Borghese außerordentlich gütig. — Sie bot sich an, die ganze Summe zu bezahlen, — desgleichen der Cardinal Fesch; aber der Fürst von Canino wollte seinen Freund selbst befreien. — Die Summe von 5000 Piaſtern wurde für Decesaris gewissenhaft abgezahlt und an dem Fuße eines von ihm bezeichneten Baumes in dem Walde niedergelegt, wo er sich aufhielt.

Während dies geschah erzählte er dem

Herrn von Chatillon die Hauptbegebenheiten seines Lebens. Damals erfuhr derselbe Alles, was dieser schreckliche Mann je verübt hatte. Er erzählte ihm, wie einmal seine Leute geglaubt hätten, er besitze sehr wenig Charakterfestigkeit, weil er ein Mädchen aus Marino liebte, welches jeden Abend nach Sonnenuntergang einige Stunden bei ihm zubrachte.

— „Damals“, sagte Decesaris, „war ich glücklich! Meine Leute konnten dies Glück mit unserm Stande nicht vereinigen und wollten mich absetzen, — mich! Decesaris! — Das

arme Mädchen wurde ein Opfer dieser Unglücklichen.

Darauf erzählte er, wie er sie ermordet habe, um seine Festigkeit zu beweisen! Decesaris war kein gewöhnlicher Mensch!

Nach der Ermordung des jungen Mädchens wurde Decesaris der Schrecken des ganzen Römischen Staates. Er schien ihr blutige Begräbnissehren bringen zu wollen. Er wurde noch grausamer, und bald setzte man einen Preis auf seinen Kopf, 1000 Römische Piaster!!! — Aber es war nicht leicht ihn gefangen zu nehmen! Er war stets bewaffnet und auf seiner Hut; er schlief nur mit einem Auge und nie zwei Tage hinter einander an derselben Stelle.

Bald wurde ihm das unruhige, bewegte Leben lästig; seine Grausamkeit nahm noch mehr zu! — Er ließ Ströme Flutes fließen. Eines Tages fand er auf seinen Spaziergängen, in der Nähe seines Aufenthaltes, welchen er, um den ihn suchenden Carabiniers zu entgehen, alle Augenblicke veränderte, eine Meierei, wo er in seiner Jugend, als sein Herz noch empfänglich für tugendhafte Gesinnungen war, oftmals Milch und Früchte genossen hatte. Er ging hinein und gab sich den alten Leuten zu erkennen, welche ihn aufnahmen und einluden Platz an ihrem Tische zu nehmen. Schon früher, als er zur Meierei ging, hatte er ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit bemerkt die indessen damals noch ein Kind war; jetzt war sie schön geworden, wie die Vittoria von Albano, von der wir von Herrn von Chatillon ein sehr schönes Portrait haben: — sie war schüchtern und schön wie die Jungfrau von Correggio. Von diesem Augenblicke an, wollte Decesaris die Umgegend geschont wissen; seine Leute erhielten Befehl vor den Bewohnern der Meierei Alles verborgen zu halten.

Die Bauern gewöhnten sich nach und nach, ihn bewaffnet zu sehen; sie glaubten, er sei ein Contrebandier und dieses Geschäft ist

unter den Italienischen Bauern nicht entehrender, als unter den Spanischen. Bald lachte ihn das junge Mädchen an; wenn Decesaris sie ansah, zitterte sie nicht mehr so. — Indessen war es nicht Liebe, was sie für ihn empfand; sie liebte einen Andern, der gegenwärtig abwesend war; doch er liebte sie, nicht mit Liebe, sondern mit Wahnsinn.

Eines Abends erfuhr Decesaris, daß der alte Bauer nach Viterli gegangen sei und erst am andern Tage zurückkehren werde. Er nahm seinen Pistolengürtel, legte ihn auf den Tisch, zog seinen Mantel aus und erklärte der alten Frau, daß er ihre Tochter liebe und vor dem folgenden Tage das Haus nicht verlassen werde. — „Und da Thränen und Schmähungen mich langweilen,“ rief er, während er die sich sträubende Mutter bei dem Arme ergriff, „so ist hier etwas, das Dich lehren soll, meinen Willen zu thun, und Du,“ — sagte er zu dem jungen Mädchen, welches zitterte und ganz blaß vor Schreck geworden war, — dies da, soll dich gelehrig machen.“ — Und die arme Frau hinausstoßend, schleuderte er sie mit dem Kopf auf die Erde, und verschloß die Thür hinter ihr, indem er den Riegel vorschob.

Die Mutter lag anfänglich betäubt von dem Falle da; sie kam aber bald wieder zur Besinnung und schauderte vor Wuth, als sie das erstickte Geschrei ihrer Tochter vernahm; sie richtete sich leise auf, erhob den Kopf und sah nichts als Dede um sich.

— „Jetzt,“ sagte sie, „schütze mich Gott!“

Und sogleich aufstehend, eilte sie athemlos bis zu einem Karabinier-Posten, welcher in dem Gehölz stand.

— „Soll ich Euch Decesaris ausliefern?“ sagte sie mit erstickter Stimme zu einem derselben.

— „Heilige Mutter Gottes! ja!“

„Kommt mit mir! Wenn Euch der Wuth nicht fehlt und Euer Karabiner gut zielt, ist das Ungeheuer verloren. — Kommt!“

Der Karabinier untersuchte seine Waffen,

brachte sie in Ordnung und folgte der Frau, die nach Rache dürstend, kaum den Boden berührte. Bald erblickten sie die Meierei. — Alles war ruhig darin, die Thür noch immer verschlossen.

— „Er wird glauben, ich sei da liegen geblieben, wohin er mich wie einen Hund geworfen! Ich will ihm zeigen daß ich Zähne habe;“ und die ihrigen schlugen, in Folge der Hestigkeit ihrer durch die Rache entstandenen Aufregung, an einander. „Achte wohl darauf, was ich thun werde,“ sagte sie zu dem Karabinier, nachdem sie ihn in eine Olivengruppe, in geringer Entfernung vom Hause gestellt hatte. — „Siehe wohl,“ sagte sie zu ihm, „sobald Du siehst, daß ich mit lachender Miene die Hand erheben werde, so schieß auf den Mörder und Henker der jungen Mädchen! Dies soll das Zeichen sein.“

Bald nachher kam Decesaris aus der Meierei. Er stieß die unglückliche Mutter mit dem Fuße, indem er zu ihr sagte: Nun! wir wollen uns wieder vertragen, denn, Alles abgerechnet, werde ich vielleicht ein guter Schwiegersohn sein. — Was meinst Du dazu? Vorwärts, schmolle nicht mehr, und trink ein Glas Montehascone mit mir.“

Die Frau stand auf, reichte dem Räuber die Hand und trat in das Haus ein, indem sie Decesaris anlachte, als sie hier aber ihre unglückliche Tochter erblickte, welche bleich und mit rothgeweinten Augen in einer Unordnung, welche die Mutter erinnerte, daß ihre Tochter ein dem Dolche dieses Ungeheuer verfallenes Opfer sei, die hölzerne Treppe des Hauses herabstieg, näherte sie sich ihr, umarmte sie und drückte sie fest an ihr Herz.

Darauf sagte sie zu Decesaris: Nun, ja! Ich bin erfreut einen solchen Schwiegersohn zu haben. „Auf den glücklichen Erfolg unserer Absichten!“ rief sie, ihr Glas in die Höhe hebend. — Der Räuber wurde in dem Augenblick getroffen, als er das seinige erhob, um der Mutter seines Schlachtopfers Bescheid zu thun.

Der Karabinier hatte ihn nicht verfehlt; der Schuß ging durch die Brust. Sobald er niedergestürzt war, nahm der Kontrebandier seinen Säbel und schnitt ihm mit einer Grausamkeit, die selbst eines gewöhnlichen Menschen unwürdig war, den Kopf ab, welchen er, mit dem Hute des Räubers nach Rom trug. Hier wurde er über der porta Pia ausgestellt und bleichte neben den Köpfen anderer Räuber.

Nach dem Tode des Decesaris hielt es nicht schwer, die Bande desselben aufzuheben.

### Die moralische Bestimmung der Frauen.

Sind die Frauen heut zu Tage intelligenter als ehemals? Machen sie einen edlern Gebrauch von ihren Fähigkeiten? Sind sie im Allgemeinen ihren Pflichten ergebener, arbeitsamer und in sich gefehrter, weniger eitel, weniger medisant, weniger leichtsinnig und weniger zerstreunungsfüchtig?

Es giebt unter uns Frauen, welche schreiben, Journale redigiren und mit den Männern auf ruhmwürdige Weise wetteifern. Dieß beweist jedoch noch nichts; man lernt eben so leicht Worte an einander reihen, wie Maschen und Stiche abzählen; durch Uebung gelangt man dahin, Phrasen und Perioden zuzustutzen, wie ein Kleid oder eine Pelerine. Jede literarische Production, die weder einen Nutzen hat, noch Erfindung, Kenntniß, Beobachtung, Reflexion zeigt, ist vollkommen werthlos. Um den Fortschritt der Intelligenz bei den Frauen festzustellen, müßte man zuerst beweisen, welchen Werth ihre Schriften haben.

Wir besitzen in diesem Augenblicke eine Menge schreibender Damen in Deutschland. Ihre Namen hier zu nennen wäre überflüssig, da sie von den Leserinnen wohl gekannt sind. Früher waren Schriftstellerinnen unter uns eine Seltenheit. Adelgunde Victoria Gottschedin, jedenfalls eine merkwürdige Frau, wurde als

ein Meertwunder angestaunt. Die Karschin machte mit ihren unbedeutenden Gedichten das größte Aufsehen. Die heutige elegante Damen-Welt liest diese Schriftstellerinnen nicht mehr, und sie thut nicht unrecht daran. Nicht so ist dieses der Fall, daß man die späteren vergessen hat: eine Gad-Bernhard, eine Westphalen. Dieses sind einzeln stehende Erscheinungen. Einen solchen Kreis geistreicher Schriftstellerinnen, wie das glänzende Zeitalter Ludwigs XIV. ihn aufzuweisen hatte, haben wir in Deutschland noch nie gehabt. Ich nenne die vorzüglichsten.

Die Dacier, Sévigné, de Lafayette, Deshouillères, de Maintenon, de St. Lambert, d'Alnoy, de Motteville, de Suzé, de Ville-Dieu, de Scudéri, Chéron, Barbier, Antoinette Bourignon, Bernard, Descartes und noch viele Andere.

Was würde in jener Zeit wohl ein finsterner Rezensent, wie wir ihn kennen, zu dieser herrlichen Versammlung gesagt haben? Würde er auch diesen Damen angerathen haben, die Feder wegzulegen und den Strickstrumpf zu ergreifen.

Wahrhaftig, es fehlte den Herren jener Zeit eben so wenig an Socken als uns, wenn gleich so viele Schönen sich mit Kunst und Wissenschaft beschäftigten.

Wie es immer zu geschehen pflegt, wenn man sich nicht vollkommen über den Werth der Worte und Dinge verständigt, so war es auch hier der Fall. Anstatt über das Mittel zu dissertiren, aus der großen intellectuellen Bewegung für die Gesellschaft Nutzen zu ziehen, entstand aus dieser wichtigen Frage eine andere, die tausendmal widerlegt und tausendmal entschieden wurde, nämlich: ob die Frauen den Männern an Intelligenz gleichstehen, ob sie gleich diesen Alles lernen, Alles wissen, Alles ergründen können; endlich, ob sie fähig seien, die verschiedenen Stellen auszufüllen, welche die Männer sich angeeignet haben.

Sicherlich ist anzunehmen, daß Frauen

denselben Grad von Intelligenz, gleich den Männern haben können, nur nicht auf dieselbe Weise. Einer unserer berühmten Philosophen, der kürzlich in Berlin verstorbene Staatsminister Ancillon, sagte: „Der Mann und die Frau sind zwei Gattungen des menschlichen Geschlechts, die, um in ihrer Art vollkommen zu sein, sich nicht gleichen dürfen.“ Und dieses gilt von dem Moralischen, wie von dem Physischen.

Ja, es ist ausgemacht, daß Frauen mit dem größten Glücke Wissenschaft und Kunst treiben können; allein im Allgemeinen werden die Frauen nie darin mit den Männern wetteifern können, weil sie zwanzig der schönsten Lebensjahre, die der Mann ausschließlich den Studien widmen kann, den Geschäften der Häuslichkeit, den Mutterorgen u. s. w. widmen müssen.

Es giebt Frauen, die, gleich den Männern, ihren Sitz in Gerichtshöfen, oder im Kabinette einnehmen könnten, aber dennoch sollen wichtige Stellen nur den Männern überantwortet werden. Und dieß ist mein Grund dafür:

Die Männer handeln mit dem Kopfe, während die Frauen stets das Herz um Rath fragen; ihr schönster Vorzug, dem zu entsagen die Natur ihnen selbst verbietet. Und besäße der Mann allein alle Ehren, alle Macht, alle nur erdenklichen Freiheiten, so wären die Frauen dennoch besser gestellt. Wäre es denn Nichts, nicht Krieg führen zu dürfen, kein Todes-Urtheil zu unterschreiben, keinen Familienvater in den Kerker zu schicken, keine Wittwe zu berauben, keinen Armen aus seiner Hütte zu jagen? Und alles dieses muß der Mann. Die Männer scheinen dazu bestimmt zu sein, Thränen zu erregen, die Frauen, sie zu trocknen.

Für die Frau ist das erste liebliche Lächeln des Kindes da;

für die Frau seine ersten entzückenden Scherze;

für die Frau die Macht, sein Schreien zu stillen und seine Schmerzen zu lindern;

für die Frau der Vorzug, die Tugend zu lehren und Liebe dafür einzustößen;

für die Frau die schöne Eigenschaft, Elend zu lindern, Unglückliche zu trösten, Reue zu begreifen, Verirrungen zu beklagen, den Muth zu erheben;

für die Frau endlich ist das Glück geschaffen, zu fühlen, mitzutheilen und rings um sich zu verbreiten Alles, was heilige und milde Stimmungen in uns zu erregen im Stande ist.

Die Frau ist die Vorsehung des Mannes auf der Erde. Dazu bestimmt, sie zu beschützen, kann er seine Gewalt nicht brauchen, und sich hart, undankbar bezeigen, das Herz zerreißen, das für ihn schlug; aber die Frau wird, selbst wenn sie durch Kummer und Slaverie in das frühe Grab gestürzt ist, dennoch ihrem Herrn und Meister nichts zu beneiden haben.

Echo.

### Der Harem des Kiaya-Bey.

Herr Dr. Oppenheim, ein russischer Arzt, und in der Armee des Großherrn angestellt, erzählt einen Besuch, den er in der Eigenschaft als Arzt einer Harems-Schönheit abstattete, folgendermaßen. „Wie alle Welt, sagt er, wünschte ich lebhaft über die Schönheit der Circaschierinnen und Georgerinnen zu urtheilen, deren Loos es ist, sehr jung nach Konstantinopel geführt und verkauft zu werden. Außerdem war ich neugierig die Einrichtung und das Innere eines Harems zu sehen, und der Zufall bot mir bald Gelegenheit, meine Neugier zu befriedigen.

Das Lieblingsweib Kiaya-Bey's, des Gouverneur's von Adrianopel, war seit einigen Tagen krank; der Pascha, dessen vollständiges Vertrauen ich besitze, hatte erklärt, daß, wenn man mich zur Kranken führte, dieselbe unfehlbar heilen würde, der Bey kannte mich noch nicht, jedoch ließ er mir sagen, ich sollte den

Aufseher des Harems, einen schwarzen Eunuchen, dahin begleiten. Eine Viertelstunde gingen wir, dann kamen wir an eine kleine Pforte, klopfen und wurden in einen Garten eingelassen, worauf mir in einem lustigen Pavillon, dessen Frische durch eine Fontaine erhöht ward, während man mich meldete, Kaffee und Pfeifen servirt wurden.

Nach Verlauf einer halben Stunde holte man mich ab; wir durchschritten den Garten und an einer kleinen Thür empfing mich eine verschleierte Frau, die Oberauffseherin des Harems. Von da immer durch den Garten kamen wir an ein ausschließlich für Frauen bestimmtes Gebäude, wo wir eine Menge Sklaven und Kinder von schwarzer und weißer Farbe sahen, welche mich neugierig umringten; auch sahen hinter den Vorhängen einige Köpfe verstohlen hervor. Endlich öffnete man mir das Krankenzimmer, welches mit Draperieen und rothen Vorhängen verziert war. Die schöne Kranke, auf Polstern hingestreckt, war vom Kopf bis zu den Füßen mit einer weißen Decke bedeckt, so daß bei meinem Eintritt man zweifelhaft sein mußte, ob jemand da wäre. Man ließ mich dem Kopfe der Kranken gegenüber sitzen, schickte sodann fast alle Anwesenden zurück, so daß nur der Dolmetscher, eine alte Amme, und zwei Kinder von 4—5 Jahren zurückblieben. Die Kranke antwortete rasch und ohne Ziererei hinter ihrem Schleier vor, auf meine Fragen; ich wünschte ihren Puls zu fühlen und sogleich streckte sie zwei kleine überaus hübsche weiße Hände hervor. Hierauf sagte ich ihr, sie solle mir die Zunge zeigen, sie hob den Schleier und ich konnte in der Eile die blendend schönen Züge einer braunen Schönheit, welche kaum 20 Jahr alt sein konnte, betrachten. Doch zog sie sich gleich unter die Decke zurück, wie eine Schnecke in ihr Haus, und bezeugte den Wunsch, ich möchte sie verlassen und mich für alle weiteren Fragen an die Amme wenden, welche über ihren Zustand vollständig unterrichtet wäre. Die Amme führte

mich hierauf in das Selamlık, oder Vorzimmer des Herrn zurück, wo ich aufs neue mit Tabak und Kaffee bedient wurde." Der Arzt erhielt 500 Piaster für den Besuch. S.

### Die Bulgarien.

"Die Bulgarien," sagt der Major Keppel in seiner Reise auf dem Schauplatze des russisch-türkischen Krieges in Europa und Asien, "sind ein schöner gesund aussehender Menschen-schlag; sie bauen ihre Felder, weiden ihre Heerden, ziehen Vieh zum Verkauf auf, bringen Butter, Käse und Geflügel auf den Markt, hauen Holz in den Wäldern und führen es nach den größeren Städten. In Adrianopel und Philippopel treiben viele von ihnen Handwerke. Im Allgemeinen sind sie Eigenthümer des Bodens; einen Theil ihrer Gründe verwenden sie zu Blumengärten, zu Wein- und Getreidepflanzungen, den Rest zur Weide. Büffel, weiße und schwarze Schaaf, Ziegen, Truthühner und anderes Geflügel sind überall in großer Menge vorhanden. Ihre Häuser, größtentheils von Lehm und Holz, bauen sie selbst; je zahlreicher eine Familie, desto besser ist sie daran, denn Arbeit giebt es genug. Thierische Nahrung scheinen sie nicht zu lieben; im Oktober wird in der Regel eine Kuh geschlachtet, indeß dieß geschieht nur mehr aus Luxus. Man ist bei ihnen mitunter vortrefflich, und ich kann ein Gericht, Suschuk genannt, vorzüglich rühmen. Ihre Kost besteht in der Regel aus Käse, gestandener Milch (yaurt), Eiern und einem Salat, wozu Gurken, spanischer Pfeffer, Zwiebeln und Knoblauch kommen. Während der Fasten leben sie fast einzig und allein von Bohnen und Oliven. Für gewöhnlich trinken sie bloß Wasser, doch verschmähen sie den Wein nicht; berauscht sieht man sie indessen nur selten, es sei denn an einem hohen Festtage, namentlich an dem ihres hohen Schutzpatrons Niko-

las. Die Stoffe, mit denen sie sich bekleiden, bereiten sie sich selbst, meist aus der Wolle der schwarzen Schaaf, welche von ihren Weibern und Kindern gesponnen und gewebt wird. Von diesem Tuche tragen sie eine Jacke, die bis über die Schenkel reicht, und von den Weibern mit schöner, schwarzer Stickerei verziert ist; die Weste hat gleichfalls Stickereien. Zu ihrem übrigen Anzuge gehören Hosen (putnr), welche bis an die Knie weit sind und von da bis zu den Knöcheln hinab eng anliegen, im Winter und Sommer wollene Socken, Schuhe von der Form der italienischen Sandalen, baumwollene Hemden, an Ärmeln und Kragen mit verschiedenfarbigen, wollenen Stickereien versehen, und eine cylinderförmige Mütze von schwarzem Schaafpelz. Die Tracht des schönen Geschlechts ist einfach aber malerisch; sie wechselt bei den verschiedenen Bezirken des Balkans etwas; einige tragen eine cylinderförmige, hantwurstartige Haube mit einem Halstuch drüber, das sie unter dem Kinn zusammen knüpfen; einen schwarzen Rock mit breitem, von drei verschiedengefärbten Tuchstücken besetztem Saum, einen breiten, feingearbeiteten Gürtel, große Ringe an Ohren und Fingern, Schnüre mit Münzen in den Haaren, und gläserne, zuweilen silberne Armbänder, gleich den Brazeletten von Lava in Neapel, an den Handgelenken. Ein Hauptfehler ihres Charakters ist unter andern Mängeln, Ungastlichkeit, wozu wohl die Türken viel beigetragen haben, und dann noch die böse Sitte, daß bei den geringfügigsten Vorwänden die ehelichen Verbindungen unter ihnen wieder aufgelöst werden."

### Chapelle und Boileau.

Der französische Dichter Chapelle war dem Trunke so sehr ergeben, daß er nicht selten, als Folge dieser Leidenschaft, die leichtsinnigsten Streiche verübte. Seine Freunde,

worunter Racine, Moliere, Lafontaine und Bernier, thaten Alles, um ihn von dieser bösen Angewohnheit einigermaßen zu heilen, aber leider ihr Bemühen blieb gänzlich fruchtlos, so daß sie beschlossen, auf immer mit dem Trunkenbolde zu brechen. Boileau, der Chapelle sehr liebte, besänftigte die erbitterten Freunde und versprach die Besserung zu bewirken. Chapelle hatte eben wieder in seiner Trunkenheit ein Stückchen ausgeführt, das nicht allein seinem Charakter sehr nachtheilig, sondern in ganz Paris zur Stadt-Anekdote geworden war, als Boileau demselben ein Paar Tage darauf auf der Straße begegnete. Chapelle war äußerst verlegen und Boileau nahm dieß als ein günstiges Zeichen an. Er sprach lange sehr theilnahmvoll mit ihm und brachte es endlich dahin, daß Chapelle unter heftigen Weinen versprach, von seinem leichtfertigen Lebenswandel nachzulassen und ein ganz anderer Mensch zu werden. „Ja, ja, Bruder,“ setzte er hinzu, „ich fühle die Wahrheit deiner Lehren, ich bitte Dich inständigst, fahre fort, mir die gänzliche Ueberzeugung zu geben, und damit Du bequemer in Deiner mühevollen Arbeit sein kannst, so lasse uns da hinein gehen.“ — Mit diesen Worten gehen Beide in ein nahegelegenes Weinhaus; eine Flasche kommt auf den Tisch, Beide trinken, während Boileau in seinen Ermahnungen fortfährt, und Chapelle ihm immer vollkommen Recht giebt. Eine zweite Flasche kommt nach der bereits leer gewordenen Ersten. Boileau wird noch hitziger in seinen Zurechtweisungen und schildert mit allem Feuer der Beredsamkeit die bösen Folgen des Trunkes. Chapelle dankt seinem Freunde tausend Mal für seine Theilnahme und schwört bei allen Heiligen, sich nie wieder zu betrinken. Aber während des Ermahnens von der einen und dem reinigen Versprechen von der andern Seite trinken Beide so tapfer drauf los, das man sie am Ende besinnungslos nach Hause tragen mußte. — Nach diesem unglücklich abgelaufenen Versuch, schwor Boileau hoch und theuer

sich in seinem ganzen Leben nicht wieder mit Chapelles Besserung zu befassen, und dieser behielt dann auch seinen Hang zum Trunke, bis der Tod seine Besserung übernahm.

— i. —

### Die Spitzenflöpplerinnen in der Normandie.

Die Spitzenflöpplerinnen in der Normandie, heißt es in Sir St. Johns Journal of a Residence in Normandia. Edinburgh 1831, bedienen sich zur Ersparung der Feuerung einer eigenen Methode. Während des Winters nämlich (und diese Jahreszeit bringt eine strenge Kälte mit sich, das Brennholz ist theuer und gegen Steinkohlen haben die Normanen ein unüberwindliches Vorurtheil) kommen sie mit einem Pächter, der eine große Anzahl von Röhren in warmen Winterquartieren hat, überein, daß er sie ihre Werkstätte bei den milchgebenden Müttern aufschlagen läßt. Die Röhre stehen auf einer Seite des Stalles in einer Reihe auf der anderen sitzen die Spitzenflöpplerinnen mit kreuzweis übereinandergeschlagenen Beinen, die Füße in Stroh eingegraben, auf dem Boden. Jedem Mädchen gegenüber in einer kleinen Wandnische steht ein Licht hinter einer gläsernen, halbkugelförmigen Flasche, deren flache Seite gegen das Licht, die gewölbte aber gegen die Arbeiterinn zugekehrt ist. Diese Flasche ist mit Wasser gefüllt und wirft einen schmalen Streif eines äußerst klaren, weißen Lichtes auf die Arbeit, wobei jeder Faden des Gewebes wo möglich noch sichtbar wird als bei Tage. Da diese Ruhställe zu finster sind, um ohne Licht eine so niedliche Arbeit darin vorzunehmen, auch manchmal bei Tage das Vieh auf dem Felde ist, so ziehen die Spitzenmacherinnen es vor, bei Nacht zu arbeiten. Die jungen Leute ihrer Bekanntschaft finden sich bei dieser Gelegenheit in den Ruhställen

ein und sitzen oder liegen auf dem Stroh neben dem Arbeitspolster ihrer Herzgeliebten, singen, erzählen Geschichten, und unterhalten die arbeitenden Schönen die ganze Nacht auf diese Art.

### Minettens Tren.

Es reißen sich zwei schlanke Ladenschwengel  
Um's Herz Minettens diesen Augenblick.  
Ein jeder flüstert ihr: „Mein holder Engel!“  
Sieht ihr in's Bäckchen einen süßen Zwick.  
Der Elle weiht der eine seine Tage,  
Verspricht dem Liebchen auch ein schönes Tuch;  
Der andre widmet sich der Zuckerwage,  
Die manches Süße schon für's Liebchen trug.  
Doch sie, was wird sie mit dem Streite machen?  
Die Nebenbuhler dringen auf Entschluß,  
Bedenklich stehn fürwahr und ernst die Sachen  
Und keiner weicht im Feld auch einen Fuß.  
Sie denken hin und her mit dem Entscheiden,  
Und sieht verlegen auf die schwere Wahl.  
Sie möchte der Rivale keinen meiden;  
Denn beide sind Minettens Ideal.  
Sie hat zu prüfen niemals noch verstanden,  
Ob der, der triebfam auf der Elle mißt,  
Ob der, der an der Wage stets vorhanden  
Der Dümme wohl von beiden Dummern ist.  
Doch endlich, nach dem wochenlangen Schwanken,  
Erlöst die sanfte sich aus Zweifelspein  
Durch einen göttlich herrlichen Gedanken,  
Den ausgedacht sie hat recht klug und fein.  
Sie will der Mißgunst Schmerzen beiden sparen,  
Will schonen sie vor Kummer und vor Harm,  
Und stürzt, vor Eifersucht sie zu bewahren,  
Sich freudig — — Gott! in eines dritten Arm.

— 3. —

### Anekdote.

Sir John Sinclair erzählt in seinem Briefwechsel folgende Anekdote von dem englischen

Premierminister Lord North: Der Minister schloß sehr oft bei den schläfrigen Reden einiger Parlamentsredner ein, und Sir Grey Cooper, einer der Sekretaire der Schatzkammer, schrieb unterdeß die Hauptpunkte der Rede der Gegenpartei auf, so daß Lord North, wenn er einen flüchtigen Blick darauf warf, sogleich wußte, was er zu antworten hatte. Bei Gelegenheit einer Marine-Sache fand es ein Parlamentsglied für nöthig, eine historische Uebersicht der Schiffsbaukunst zu geben, die er mit Noah's Arche anfang und so bis auf die spanische Armada, unter der Königin Elisabeth, durchführte. Sir Grey stieß unversehens Lord North in dem Augenblicke an, wo der Redner bis zur erwähnten Epoche gekommen war, so daß jener erwachte und ihn fragte, wie weit der ehrenwerthe Herr jetzt gekommen sei. Als ihm Sir Grey darauf antwortete, bis zur Königin Elisabeth, so sagte er: „aber liebster Grey, konnten Sie mich nicht noch ein paar Jahrhunderte länger schlafen lassen?“

### M i s c e l l e.

Der älteste Schauspieler, der von der irdischen Schaubühne abgetreten, war wohl Jean Stoel, der am 13. Jan. 1829 zu Paris 118 Jahr alt, gestorben. Er hatte im achten Jahre die Bühne betreten, 29 Jahre lang auf ihr mit steter Brauchbarkeit gewirkt, 2760 Rollen gespielt. Er war 28,010 mal aufgetreten, 130 mal König, 920 mal ein ehrlicher Mann und 23,500 mal ein Schurke und Unglücklicher gewesen, überdies 1040 mal gestorben, ohne je die heitere Laune und sein gutes Herz zu verlieren.

Beilage



# Beilage zu No 48 des Telegraphen von Berlin.

Den 1. December 1837.

## Neueste Pariser Moden.

Paris, den 17. November 1837.

Die königl. Sammet-Arten sind ebenfalls sehr schöne Elemente des Staats-Anzuges und haben bereits ihrem Beinamen entsprochen, da sie einen Theil des königl. Troussseau ausmachen.

Die Chinesischen Zeuge mit Seidenstückereien, werden zu allerliebsten Abend-Kleidern verwendet.

Die Gaze von bedruckter Seide.

Einfache oder broschirte Armüren.

Montespan Pour de Soie, schmirte Streifen.

Die gros de Pour mit Streifen oder einfach in allen Farben, von bewunderwürdiger Güte.

Corinthienne, Corinthischer Atlas, auf welchem Rosen-Bouquets broschirt sind.

Verschiedene Sammet-Arten von außerordentlicher Schönheit, welche keiner Empfehlung bedürfen; es ist bekannt, daß nichts die Schönheit der Sammet-Arten zu den Staats-Anzügen übertreffen kann.

Es giebt eine große Anzahl Winter-Gros, welche mit den broschirten Mustern bereichert sind, ferner Stoffen, deren Benennung analog ist, deren Nomenclatur uns aber zu weit führen würde.

Eine sehr hübsche Neuigkeit sind die Bengalischen Fischus, ein wollner Stoff, der so fein, so seidenreich ist, daß man sich nichts Verführerischeres, Passenderes, Wärmeres und Kollerteres denken kann.

Wir können nicht unterlassen hier der prächtigen Indischen Shawls zu erwähnen, die eben so neu als ausgezeichnet sind.

Die Sammet-Hüte sind größtentheils von grüner u. s. w. Farbe und die Bouquets von Sammet-Blumen von der Farbe des Hutes sind in großer Anzahl unter S. Schwine angebracht; wir bemerkten viel weiße Blumen, wenn sie nicht die Farbe des Hutes hätten, was vielleicht noch ausgezeichnet ist, aber nicht zu allen Physiognomien paßt. Die Formen dieser Hüte sind noch immer so, daß sie sehr weit auf der Stirn getragen werden.

Die kleinen Häubchen werden sich in dem Beifall erhalten; zum wenigsten die, welche von Madame Baulont angefertigt werden. Diese bestehen aus einer langen Seidenkanten-Barbe, welche sehr breit oben, den Kopf, die Stirn und die Ohren einzurahmen scheint. Dieser Kopfsputz hat lange Kanten-Barben, welche auf die Schultern herabhängen, und Blumenzweige, welche

bis auf die Wangen herabgehen; der Boden ist ganz klein und sehr graciös.

In eben demselben Magazine findet man sehr hübsche Fuß- und Nögligè-Hüte von Sammet; die Federn oder Blumen sind mit außerordentlich gewähltem Geschmack angeordnet.

Es giebt auch viele Halb-Kopfsputze, welche eben so schön als bequem sind, und die im Hause die Stelle der kleinen Häubchen vertreten können; dies sind kleine Sammet-Spitzen, welche mit Kanten umgeben sind und welche an der Seite der Ohren herabgehen und sich wie die Papillons eines Häubchens à la paysanne abrunden. Andere sind nur mit einer kleineren Kanten bordirt, welche aber nicht die Wirkung der großen Garnituren hat, die auf den Hals herabfallen; aber von beiden Spitzen gehen Kanten-Barben auf die Brust herab, welche diesem Kopfsputze eine Leichtigkeit geben; er wird sehr weit nach hinten zurückgesetzt getragen, und wie ein breites Band, welches über den Kopf geht, erfordert er keine Blumen und Schleifen, welche die kleinen Häubchen verzieren.

Paris, den 20. November 1837.

Um wieder auf die Shawls und Mäntel zurück zu kommen, so wollen wir hier gesagt haben, daß die eine von Sammet oder schwarzem Atlas, mit Pelzwerk garnirt sind, die andern hingegen Frangen haben und größten Theils mit rosa oder hellgrüner Seide gefüttert sind. Shawls von schwarzem Sammet, mit einer Stickerei von der Farbe des Futters und einer breiten schwarzen Frange geziert, sind besonders hübsch und ausgezeichnet, die Stickereien in Seiden sind mit einem entzückenden Geschmack auf den reichen Neuigkeiten ausgeführt, welche man bei Madame Popelin findet. Es giebt nichts Geschmackvolleres, Frischeres und Eleganteres, als eine für die Prinzessin Marie bestimmte Tunica, welche zu mehreren andern sehr hübschen Kleidern gehörte: diese Tunica von weißen Pour de Soie war mit einer Rosen-Guirlande die auf Seide, in sehr sauberen Farben gestickt war, besetzt; Rosen waren ebenfalls in den Grund des Zeuges eingewürkt; das Unterkleid war gleichfalls von Pour de Soie, trat unter der Tunica eine Rosen-Guirlande weit hervor: dieser Anzug war allerliebst.

Wir sahen Kleider von weißem Atlas, welche mit farbigen in Seide oder Sammet gestickten Bouquets geziert waren. Diese Blumenbouquets von braunem Sammet mit grünem Blätterwerk, welche in Seide auf weißem Atlas gestickt waren, bildeten einen sehr hübschen Anzug.

Eine sehr hübsche Phantasie sind die Pelерinen von rosa, weißem und blauen Atlas, welche mit Seide gestickt und mit einem kleinen Saume mit Atlas-Band besetzt sind. Diese leicht wattirten Pelерinen haben vorn Falten und gleichen den mit Schwan gefütterten, welche die jungen Damen auf Bällen tragen; nur mit dem Unterschiede, das diese noch jünger, sauberer und neuer sind.

Dieselbe Art von Pelерinen findet man auch in dunkleren Farben, in welchem Falle man sie im Hause zum Négligé-Anzuge tragen kann, wenn man sich auf das Sopha wirft, wie jene kleinen Fichüs, welche zehnmal des Tages an- oder ablegt, je nachdem man Kälte an den Schultern empfindet.

### Modenkupfer No. 48.

1. Eine Pariserin im Winter-Promenaden-Anzuge.
2. Ein Pariser Herr im Ueberziebrock.
3. Eine Pariserin im Soirée-Anzuge.



### Telegraphiden.

Zu Mariazell, dem im Jahre 1157 gegründeten berühmten Wallfahrtsort in Ober-Steiermark, befindet sich unter andern Merkwürdigkeiten auch eine goldene, mit Brillanten besetzte Feder, welche Zacharias Werner (Verfasser der „Weihe der Kraft“, „Kreuz an der Ostsee“, „Attila, König der Hunnen“, „Edhne des Thales“ u. s. w.) dahin vermacht hat.

Herr Kininger aus Wien, ein ausgezeichneter Violinspieler, hat einen Ton-Telegraphen (Telelalen) erfunden, der bei gemachten Versuchen allen Anforderungen entsprochen. Dieses Instrument, 7 Wiener Fuß, 5 Zoll lang, mit denselben Vorrichtungen, wie eine Trom-

pete versehen, wie ein Tubus auf einem Gestelle ruhend pflanzt den Schall, auch bei Gegenwind, durch 2000 Wiener Klafter in  $11\frac{1}{5}$  Sekunden fort.

Aus Folgendem kann man ersehen wie schnell Botschaften in Nordamerika durch Eisenbahnen befördert werden. Der Regierungsbote, welcher die letzte Präsidenten-Botschaft nach allen Hauptstädten der Union beförderte, legte den Weg von Washington bis Philadelphia (145 engl., 29 deutsche Meilen) in 6 Stunden, und bis New-York (242 engl., 48 $\frac{1}{2}$  deutsche Meilen) in elf Stunden weniger drei Minuten zurück. Für die 74 engl. oder 14 $\frac{1}{2}$  deutsche Meilen der Eisenbahn zwischen Baltimore und Wilmington brauchte er eine Stunde und 55 Minuten.

Durch den Hafen von Antwerpen sind allein während des vorigen Monats für 97,822 Franken gedruckte Bücher (meistens belgischer Nachdruck), ausgeführt worden.

Die große und schöne Gallerie des Louvre wird ein wahres Künstleratelier; neulich waren dort an einem Tage über tausend Staffeleien aufgestellt und überdies gingen über sechstausend Fremde darin umher.

Bei Rubach hier erscheint jetzt eine „Chronik von Berlin von Entstehung der Stadt an, bis heute,“ bearbeitet von Dr. E. E. Seppert. Das Werk soll mit vielen Abbildungen ausgestattet werden und verdient dem ersten, eben erschienenen Hefte nach, von jedem Berliner und jedem Geschichtsfreunde gekauft zu werden, die Ausstattung ist ziemlich gut und die dem Hefte beigegebenen Abbildungen (1. Plan von Berlin im Jahre 1688 und 2. Bildniß Albrecht des Bären) sauber und deutlich.

Die Kirche de l'Assomption in Paris soll nächstens den Protestanten übergeben werden, welche bis jetzt in der großen Stadt nur eine Kirche hatten, obgleich 20,000 Protestanten dort leben und ein Gesetz von 18 Germinal des Jahres X. ihnen eine Kirche auf je 6000 Personen zusichert. Mehrere Künstler sind beauftragt, diese Kirche mit Gemälden auszuschnücken.

In Frankreich produzirt man jetzt außer dem Runkelrüben- und Kürbiszucker, Kastanienzucker, jedoch nur versuchsweise und in kleinen Massen; einige damit angestellte Versuche gaben 14 $\frac{1}{2}$ , welches also im Vergleich zu den Runkelrüben einen bessern Ueberschlag zu geben verspricht.

In der letzten Woche des März stellten in Paris 12 Häuser ihre Zahlungen ein, seit dem Ende des Jahres 1830 ein unerhörter Fall. Sonst ist das Maximum von pariser Banquerotten in einer Woche drei.



1.



2.



3.

Telegraph v. Berlin.

1848.



SLUB

Wir führen Wissen.



TECHNISCHE UNIVERSITÄT  
CHEMNITZ

